

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Werner mußte jetzt abwarten, was geschah. Er konnte in keiner Weise eingreifen; er mußte vor allem abwarten, wie sich Dora ferner gegen ihn verhalten würde. Um nicht ganz unfehlbare Verhältnisse zu schaffen, ignorierte sie wahrscheinlich seine törichte Bemerkung und tat, als ob nichts vorgefallen wäre. Das war das Vernünftigste und für beide Teile Angenehmste. Im gegebenen Augenblick schickte sie ihm dann die Abmildigung, und es bedurfte keiner Motivierung für dieselbe; er wußte schon, weshalb man ihn gehen ließ. Auch er mußte so tun, als ob nichts vorgefallen sei, er durfte in seinem Benehmen Dora gegenüber keine Aenderung zeigen. Wer weiß, ob er sie in den nächsten Tagen sah. Allerdings, sie war, als sie sich vor der Theresien-Hütte von ihm trennte, nicht unliebenswürdig gewesen. Sie hatte ihm sogar die Hand gereicht, nach einigem Zögern allerdings, und hatte sich freundlich von ihm verabschiedet. Das mußte sie aber tun, wenn sie die Taktlosigkeit Werners ignorieren wollte.

Sin und wieder kam Werner auch der größtensinnigen Gedanke, daß Dora die Sache vielleicht gar nicht so krumm genommen habe. Wenn er ihr nun nicht gleichgültig war, wenn sie Sympathien für ihn hatte?

Auch dann war seine Bemerkung eine Taktlosigkeit. Auch dann hatte er sich plump und aufdringlich betragen, und Dora mußte sich verletzt fühlen.

Werner schlief schlecht in der Nacht. Als er früh erwachte, fühlte er sich aber doch nicht mehr so niedergedrückt wie am Tage vorher, und der Trost kam über ihn. Was hatte er denn getan? Er hatte verraten, daß er Dora liebte. Nun, über kurz oder lang wäre das doch geschehen. Dieses Verraten war unvermeidlich wie ein Naturereignis.

In verzweifeltsten Lagen klammert man sich selbst an Sprichwörter, und Werner erinnerte sich daran, ein orientalisches Sprichwort gelesen zu haben, welches sagte: Liebe sei wie ein Wohlgeruch; man könne sie einsperren, sie dringe doch aus festverschlossenen Behältern hervor. Ueber kurz oder lang, bei einer andern Gelegenheit hätte er sich doch verraten; da war es schon besser, die Sache war jetzt schon geschehen. Um so früher kam für ihn die Klärung aller Verhältnisse und die sichere Direktive für die Zukunft. Nun konnte er sich schleunigst um eine Stellung bewerben. Er hatte noch einige Monate Zeit, und es würde ihm gewiß nicht schwer, irgendwo unterzukommen. In der Berg- und Hüttenmännischen Zeitung war erst vor einigen Tagen eine Stellung ausgeschrieben worden, die ihm sehr gut gepaßt hätte, und für die er qualifiziert war. Um die wollte er sich sofort bewerben.

Vor dem ersten Wiedersehen mit Dora empfand er eine

gewisse Scheu. Wie sich die Beziehungen zu ihr für die nächste Zeit gestalten würden, das hing ganz und gar von ihrem Benehmen ab. Am Nachmittag sah er sie zum ersten Male wieder, und dann erfuhr er, ob die nächsten Wochen unter dem Druck eines Geheimnisses stehen würden, das nur zwischen ihm und Dora bestand, oder ob diese Zeit für ihn ein Martyrium werden würde.

Er fuhr nachmittags vor drei Uhr nach Saarkirchen und setzte sich im Generalbureau wie immer an seinen Schreibtisch. Eifrig widmete er sich den vorliegenden Arbeiten; aber hin und wieder machte er doch eine Pause und lauschte mit verhaltenem Atem, ob er nicht doch Dora in ihrem Zimmer, das an das seine stieß und nur durch eine Tür von ihm getrennt war, hörte. Aber nichts bewegte sich in diesem Zimmer. Dora hatte keine Anfrage, und es lag auch nichts Wichtiges vor, wozu sie ihre Entscheidung hätte geben müssen. Gegen Ende der Stunde kam der alte Bureauchef, der weißhaarige Hartmann, mit einer Anzahl von Unterschriften und sagte zum Schluß, als ob es sich um gar nichts Wichtiges handle:

„Fräulein Buchwald ist nach Neuenburg gefahren, um Einkäufe zu machen. Sie verreist morgen für längere Zeit. Sie wird in einigen Tagen ihre Adresse angeben, damit ihr wichtige Sachen zur Entscheidung nachgeschickt werden können.“

„So, so!“ sagte Spalding. „Es liegt ja wohl augenblicklich auch nichts Wichtiges vor.“

Aber als Hartmann das Zimmer verlassen hatte, sah Werner gar nicht so gleichgültig aus.

Das war die Antwort auf seine Taktlosigkeit! Er wurde also genau so behandelt wie sein Vorgesetzter, nur daß man ihm nicht ohne weiteres kündigen konnte. Das heißt, die Sache war nicht so ganz sicher.

Allerdings hatte er einen Vertrag bis zum Ablauf des Jahres; aber niemand hinderte die Chefin daran, ihm mitteilen zu lassen, daß er sofort entlassen sei. Man brauchte ihm nur das Gehalt bis Ende des Jahres zu bezahlen. Wenn Dora wollte, konnte sie den unbequemen, aufdringlichen, plumpen und taktlosen Angestellten mit einem Schlag los sein.

Werner fuhr in seinem Auto nach der Theresien-Hütte zurück und verbrachte hier die schlimmsten Stunden, die er seit Jahren zu überstehen gehabt hatte. Diese Antwort Doras war nichtendend für ihn. Und ihr Vorgehen war eine Antwort auf seine Taktlosigkeit, eine nicht mißzuverstehende, eine Antwort, die ihn zu Boden schlug. Sie entzog sich seinen weiteren Budringlichkeiten. Wahrscheinlich hatte sie sich in der Zwischenzeit die Sache überlegt und keinen anderen Ausweg gefunden als denjenigen, den sie seinem Vorgänger gegenüber gewählt hatte. Ihr Entschluß, zu verreisen und zwar für eine längere Zeit, mußte ganz plötzlich gekommen sein. Am Tage vorher hatte sie noch kein Wort davon geäußert und wahrscheinlich auch gar nicht daran gedacht. Sie ging ihm aus dem Wege, sie wollte ihn gar nicht mehr sehen.

beßhalb war sie angeblich nach Neuenburg gefahren, um dort Einkäufe zu machen.

Am nächsten Morgen nach sehr unruhiger Nacht stieg Werner wieder in den Sattel, und nahm seinen Weg absichtlich nicht über Saarkirchen, um nicht etwa Dora zu begegnen, wenn sie zur Eisenbahn fuhr. Er vermied auch Dasburg, weil wahrscheinlich vom dortigen Bahnhof aus Dora abreiste. Er ritt direkt hinüber nach Ivershofen, am Schlosse der Frau Glover vorüber und in den Hochwald. Hier, in der Einsamkeit des Waldesrauschens kaum ein neuer, unerträglicher Anfall von moralischem Katzenjammer über ihn. Ein Jahr seines Lebens hätte er darum gegeben, wenn er dadurch die Szene auf dem Hofe der Kleinkinderschule hätte ungeschehen machen können. Groll gegen sich selbst und gegen das Schicksal, tiefe Niedergeschlagenheit über den unglücklichen Zufall und den einen Augenblick der mangelnden Selbstbeherrschung rüttelten sein Inneres durcheinander.

„Aber Herr Berggrat!“ rief eine Frauenstimme. „Aber Herr Berggrat! Sie reiten ja fortwährend in meiner Tannenschonung herum! Ich hätte wirklich Lust, Sie zu pfländen und Ihnen zum mindesten Ihren Hut wegzunehmen. Danken Sie Gott, daß mein Förster Sie nicht gesehen hat! Ich beobachte Sie schon seit einer Viertelstunde. Sie sind ja geistesabwesend und lassen das Pferd laufen, wohin es will.“

Frau Barbara Glover rief diese Worte von dem Sattel ihres hohen Rosses herab, mit dem sie am Rande der Schonung hielt, in welcher kaum spannenlange Bäumchen standen.

Werner hatte alles um sich her vergessen; er hatte dem Pferde die Zügel gelassen, und dieses war in die Schonung hineingegangen und langsam durch dieselbe hindurchgebummelt.

Erschreckt riß Werner den Kopf des Pferdes hoch und mit der andern Hand den Hut von seinem Kopfe.

„Guten Tag, gnädige Frau! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich muß wirklich ganz geistesabwesend gewesen sein, und das törichte Pferd neigt, wie alle Geschöpfe, zum Abweichen vom geraden Pfade.“

Er kam mit zwei Sägen aus der Schonung heraus und bat Frau Glover nochmals um Entschuldigung.

Die schöne Frau sah aber gar nicht so ärgerlich aus. Ihr Blick ruhte mit unverkennbarem Wohlwollen auf Werner's Gesicht, als sie jetzt erklärte:

„Sie arbeiten zu viel, Herr Berggrat. Wir haben das schon längst befürchtet, sowohl Ihr Freund Graf Kintor wie ich. Sie ruinieren sich mit dem übertriebenen Arbeiten. Man hat Ihnen allerdings in letzter Zeit so viel aufgehalst, daß Sie kaum mehr mit den Arbeiten durchkommen können. Sie müssen aber Rücksicht nehmen auf sich selbst.“

Werner lächelte matt.
„Es ist nicht so schlimm, gnädige Frau. Augenblicke, in denen man tief in den Gedanken versunken ist, hat jeder Mensch. Es gehen mir da ein paar Projekte betreffs unserer Werke durch den Kopf, die mich stark beschäftigen.“

„Ihre Worte beweisen nur, daß ich recht habe. Sie sollten doch wenigstens in den Augenblicken der Erholung, auf Ihren Spazierritten, sich nicht derartig in Ihre Dienstangelegenheiten vertiefen. Aber ich werde Ihnen Graf Kintor auf den Hals hegen. Ich will nach Dasburg; wenn es Ihnen paßt, können wir zusammen reiten.“

„Mit größtem Vergnügen!“ erklärte Werner, den ein Blick auf seine Uhr belehrte, daß es sowieso für ihn die höchste Zeit war, nach Hause zurückzukehren.

Das Pferd Barbaras war recht unruhig, und fiel von selbst in scharfen Trab. Auf der glatten Chaussee, die östlich von Ivershofen nach Dasburg führte, fanden die Reiter auch kein Hindernis. In der Nähe des Bahnhofes begegneten sie dem Automobil von Saarkirchen. Dora und Frau Schottelius saßen in demselben, und ein kleineres Auto folgte mit großen Koffern. Man grüßte sich gegenseitig, und Frau Glover bemerkte:

„Die Damen verreisen, wie es scheint. Sie gehen immer um diese Herbstzeit auf Reisen. Wir haben in Friedrichs Hotel eine Komitee-Sitzung. In sechs Wochen ist unsere erste große Aufführung im Musikverein; ich hoffe, Sie werden sich auch diesmal aktiv daran beteiligen.“

Frau Glover reichte Werner die Hand und bog in eine Seitenstraße ein, während Werner so rasch wie möglich nach seiner Villa ritt.

So war er ihr dennoch begegnet; noch ein letzter Blick auf sie war ihm verdammt gewesen!

Werner berührte kaum das Frühstück, und fuhr dann nach der Justinus-Grube, um sich dort umzuziehen und zur Untersuchung der Querschlag-Arbeiten einzufahren.

Obersteiger Mandlid begleitete ihn und sagte, an einer Stelle des Querschlags stehen bleibend:

„Herr Berggrat, ich habe zu melden, daß die Arbeiter behaupten, der linke Stoß (Wand des Stollens) fühle sich warm an. Ich habe mir den Ort genau bezeichnen lassen, und Fahrsteiger Oswald hat mit Kötel hier dieses Kreuz an den Stoß gemacht. Ich habe angeordnet, daß ein Thermometer eingebaut wird, und zwar so, daß es nicht beschädigt werden und daß diese Ablesung leicht erfolgen kann.“

„Das war recht!“ antwortete Werner. „Durch Anfühlen mit der Hand kann man keine besondere Wärme feststellen, obgleich es mir auch vorkommt, als wäre der Stein nicht so kühl, wie er sein müßte. Wir müssen die Thermometer-Beobachtungen recht häufig und genau vornehmen, um festzustellen, ob sich etwa eine Erhöhung der Temperatur zeigt. Sind wir nahe am alten Brandfelde?“

„Nein, Herr Berggrat. Aber man weiß noch nicht, wie das Flöz im Innern des Gebirges geht, ob es nicht irgend einen Sprung macht oder eine Verwerfung hat und sich das Feuer nach hierher ziehen könnte.“

„Wir können vorläufig nichts tun, als sorgfältige Thermometer-Beobachtungen anstellen. Sollte die Temperatur steigen, dann wäre es allerdings ein recht ungünstiges Zeichen. Wenn schon der Sandstein erwärmt ist, der doch wahrlich nicht als guter Wärmeleiter betrachtet werden kann, so wird es bis zum Feuer nicht allzuweit sein. Sorgen Sie nur dafür, daß das Thermometer sofort eingefügt wird, wenigstens im Laufe des heutigen Tages. Wir können dann bis morgen früh die ersten Resultate der Beobachtung ergeben.“

Die Meldung des Obersteigers beunruhigte Werner so, daß er ganz und gar seine Privatorgen vergaß. Erst als er wieder nach Hause fuhr, dachte er an die Ereignisse des Morgens, und wie ein Trost klangen ihm die Worte Barbaras: „Die Damen von Saarkirchen verreisen immer um diese Zeit im Herbst.“

Als er nachmittags um drei Uhr nach dem Generalbureau kam, harrete seiner eine Ueberraschung. Auf der Platte seines Schreibtisches lag ein an ihn adressierter Brief, auf dem er sofort die Schriftzüge Doras erkannte. Einen Augenblick lang fühlte er, wie sich sein Herz zusammensog.

War das seine Entlassung und das schriftlich geäußerte Ersuchen, sofort seine Stellung aufzugeben und sich den Rest seines Gehaltes auszahlen zu lassen?

Tief atmend griff Werner nach dem Brieföffner und riß den Umschlag auf.

Der Brief lautete:

„Wetter Herr Berggrat! Tante Schottelius hatte ihre asthmatischen Beschwerden plötzlich wieder bekommen und muß durchaus in andere Luft. Wir gehen nach Berchtesgaden, und wie lange wir fortbleiben, läßt sich noch nicht bestimmen. Natürlich können wir nicht eher wiederkehren, als bis sich die Tante vollständig erholt hat. Ich werde Ihnen meine nähere Adresse angeben, und Sie haben wohl die Freundlichkeit, mir wichtige Sachen dahin zu schicken. Ich werde alle Sendungen umgehend erledigen. Auf Wiedersehen!
Dora Buchwald.“

Werner hatte das Gefühl, daß eine schwere Last von seiner Brust sank. Er konnte wieder frei atmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein fatischer Königsgau?

(RD). Eine kleine Stunde Wegs von der Universitätsstadt Gießen aber die Bahn hinüber nach Norden zu liegt eine von Westen nach Osten sich streckende Anhöhe. Vom Volke wird sie die „sieben Hügel“ genannt. In früheren Jahren hieß sie auch noch der „Wetteberg“. Ihr langgestreckter Rücken ist mit Wald bestanden und zu dem Wald hinauf zieht sich Acker und Weide. Von der höchsten Spitze genießt man da oben eine herrliche Aussicht. Das Valmtal bis nach Marburg hin, die Stadt Gießen mit dem dunkeln Schiffsberg im Hintergrunde, weit in der Ferne die Höhen des Vogelsberg, des Taunus, nabebei Gietberg und Beyberg, die Höhen von Dohensolms, die Kluppen und Täler des Hinterlandes und schließlich der dunkle Wansberg.

Bietet diese Aussicht an sich schon einen Genuß, so bieten die sieben Daael selbst noch interessantere Ausblicke — Ausblicke

in ferne Jahrhunderte, ja Jahrtausende. Denn ihren Namen hat die Höhe nicht zufällig erhalten, es liegen in der Tat da oben sieben Hügel, offenbar Reste einer uralten Kultur. Noch nicht angetastet, vom Pfluge nicht berührt, zeigen sie heute noch Interessantes genug.

Die Hügel sind künstliche Erdaufwürfe, natürliches Felsgestein, das zu Wohnnischen ausgehauen und hergerichtet wurde. Alle sieben liegen getrennt in einer Reihe hintereinander auf dem Rücken der Anhöhe. Diese Strecke beträgt schätzungsweise 400 bis 500 Meter. Kommt man von Osten den Hang hinauf, kann man sie alle nach Westen hin der Reihe nach besuchen. Bald in der Erde stehend, bedeckt mit einem Dache von Stroh, Moos oder Erde, horten diese Wohnungen wahrscheinlich einen ganz behaglichen Aufenthalt auch im Winter. Alle Anlagen lassen heute noch erkennen, daß sie dem Osten, der aufgehenden Sonne, zugewendet waren. Die runden Senkungen in der Erde deuten auf einen runden Holzbau, während auch deutlich recht-eckige Vertiefungen, nach Osten offen, nach Westen sich an Erde oder Fels anlehnd, vorhanden sind.

St man am sechsten Hügel, dem größten Trümmerhaufen unter den sieben und mitten im Wald gelegen, angelangt, steht man vor einer breiten Sattelsenkung und man muß diese hin-überschreiten, um zu dem siebenten Hügel zu gelangen.

Der siebente Hügel bildet zugleich die höchste Spitze der Anhöhe. Von ihr genießt man die im Eingang erwähnte Rund-sicht. Er ist das größte und am besten erhaltene Werk. Schon seine von den anderen sechs gesonderte Lage verrät, daß hier etwas besonderes war. Ich will ihn deshalb das Heiligtum nennen. Kommt man die Sattelsenkung herauf, steht man zuerst auf den das Ganze umgebenden Wall, der heute noch mannshoch ist und in genau kreisrunder Lage das Heiligtum umgibt. Der Weg führt in den Wallgraben hinein und man kann in ihm rings um das Heiligtum wie in einem kleinen Festungsgraben herumwandeln. Das Heiligtum selbst war ebenfalls nach Osten gerichtet. Im Durchschnitt hat es die Form eines abgestumpften Kegels. Hohes Felsgestein schließt es gen Westen hin ab. Zwei zangenförmige Auswüchse umschlossen auch auf den Seiten den Bau und nur nach Osten, dem werten Blase mit der Sattelsenkung zu, muß dieser frei gewesen sein. Wie der stählerne dazugehörige Holzbau ausgesehen haben mag, muß ich leider der Phantasie des Einzelnen überlassen.

Es ist klar, daß es auf jener Höhe zu unserer Urväter Tagen lebhafter zuzug, wie es heute dort der Fall ist. Ja, ich möchte die Vermutung aussprechen, daß die sieben Hügel etwas weit bekanntes, berühmtes waren, ein Wallfahrtsort unserer kriegerischen Ahnen.

Eine weitere interessante Erscheinung in der Gegend ist der Dinsberg. Offenbar sind die Konturen dieses zirka 500 Meter hohen Berges nicht natürliche, sondern künstliche! Er ist ringsherum in zwei Absätzen kegelförmig abgegraben. Sein Gipfel ist von auffallend keinem Umfang im Verhältnis zur Höhe des Berges. Er war wohl dem Volke nicht zugänglich und noch heute kostet es keine geringe Mühe, die steilen Hänge emporzu-klimmen. Ein künstlicher Zugang auf der westlichen Seite ist in Gestalt eines breiten Dammpweges noch deutlich zu erkennen. Der Name Dinsberg sagt uns schon, was er einstens war: die Wohnstätte oder das Heiligtum eines Gottes Din, dessen Name uns heute noch sehr geläufig ist. Ich erinnere nur an: Dienstag, Diener, dienen, vielleicht auch Ding u. a.

Doch sehen wir uns noch etwas weiter in der schönen Giesener Umgebung um.

Dem Dinsberg vorgelagert sind zwei Höhen, heute tragen sie die staatlichen Ruinen zweier Burgen: Gleiberg und Weg-berg. Beide haben ebenfalls eine auffallende gleichmäßige kegel-förmige Gestalt. Höchstwahrscheinlich stammt der Name Gleiberg von dem gleichen Aussehen der Anhöhen her. Gleiberg = Gleich-berg = die gleichen Berge. Man kann auf die Vermutung kom-men, daß auch sie diese Form nicht von der Natur erhalten, sondern daß sie von Menschenhänden zu ganz bestimmten Zwecken aus vorhandenen natürlichen Felsbügeln so geschaffen wurden. Gewiß ist es kein Zufall, daß diese Anhöhen heute noch statt-liche Dörfer um ihre Burgen haben. Sie nennen sich sogar aus dem Mittelalter her noch: Stadt Gleiberg, Stadt Wegberg. Unsere Ritterburgen liegen meist allein auf den Höhen. Diese nicht. Es ist die Möglichkeit vorhanden, daß diese Ansiedelungen älter sind wie die Burgruinen, daß ihre Ursprung zurückgeht bis zu un-serer Ahnen Zeiten. Daß aus Ringburgen der alten Katten sie sich bis zu unseren Tagen in solcher Höhe erhalten haben, daß die mittelalterlichen Burgen aus den Steinen jener keltischen Ringburgen erbaut sind. Bekanntlich lebte nach Tacitus bei den Katten die Klasse der Krieger gesondert vom Volke und ward von diesem unterhalten. Der Schluß liegt also nahe, daß da oben Niederlassungen keltischer Krieger waren, die schon vor unserer Ahnen „Burg“ genannt wurden. Und unser gutes Wort „Bursch“ bezeichnete also den Bewohner einer solchen Krieger-niederlassung.

Der Dinsberg mit seinen umliegenden Höhen scheint nach all diesem für priesterlichen Bezirk bei unserer Ahnen gewesen zu sein. Das großartigste Naturheiligtum, das wir in deutschen Ländern kennen

Auf den Höhen westlich des Dinsbergs, getrennt durch das schöne Ueberal, liegt ein Königsberg, gibt es einen Königs-kühl, und schließlich nach dem Vahntal zu ein Ringenbach, (Ring = König). Offenbar residierte hier einmal ein König und hätten wir einen Königsgau neben einem priesterlichen Bezirk in diesen Bergen vor uns.

Dorinamen wie: Frohnhausen, Friedelhofen, Fridhofen, Erda, Altbach (Alto) und viele andere deuten auf uralte Niederlassung in dieser Gegend.

Wenden wir uns noch den Tälern zu. Da ist zuerst das versteckt zwischen den Bergen liegende Krosdorf zu erwähnen. Sein Name sagt uns schon, daß hier ehemals die Toten bestattet wurden, denn Krost ist nichts anderes wie Grust.

Wenden wir von einer der Höhen in's weite Vahntal, so liegt dort wie eine weite natürliche Schutzwehr um den ganzen Bergbezirk der „Dehler“. Offenbar in alter Zeit ein Sumpfland, wenn nicht gar ein See, war er sicher ein ergiebiges Jagd-gefilde unserer Vorfahren. Noch mehr: ein nördlicher Einfluß der Vahn in dieses weite Gebiet liegt Vollar, am westlichen Ende, dem Ausfluß der Vahn, Wezlar. Ar heißen bei uns Gewässer, die enge Täler haben, also aufgehalten werden. Arreter = aufhalten. Vollar das kleine Ar, Wezlar das weite oder große Ar? Das Ar könnte, da es zu einer Ortsbezeichnung dient, hier nur ein menschliches Werk, ein Staumauer bezeichnen, bei dem später der Name auf den Ort überging. Betrachten wir uns einmal in diesem Sinne die Vahn oberhalb Vollars. Da steht gegen-über Ruttershausen ein uralt Kirchlein, Kirchberg genannt. Die Vahn kommt aus einem weiten, dem Warburger, Becken, verengt dann plötzlich ihren Lauf, um sogleich wieder in einem großen, sumpfarartigen Gebiet weiterzufließen. Und dieses uralte Kirchlein steht gerade an der Stelle, wo die Vahn am engsten. Nicht weit davon haben wir aber die Burg Staufenberg! Auch dieser Name ist verdächtig. Denn er hängt mit „stauen“ zusammen. Auch diese Höhe zeichnet sich durch eine auffallende kegelförmige Gestaltung aus. Wie wäre es, wenn da oben die Staubeinfassung einstens auf ihrer Ringburg gehaust hätte?

Gewiß ist es kein Zufall, daß an den weiten Becken, die die Vahn von Warburg bis Wezlar gebildet hat, Städte und Dörfer liegen, deren Name an ein Meer oder an einen See erinnern, z. B. Warburg, Wismar, Weimar, Ruttershausen, Gießen u. a. Und bei Wezlar haben wir noch einen Stoppelsberg, (stoppen = stauen), der mit seiner Spitze weit in das Land und hinüber nach seinem Kollegen Staufenberg blickt. (Wer denkt da nicht unwillkürlich an eine Luft- und Reichentelegraphie zwischen beiden Anhöhen?)

Unsere Ahnen hätten es also in der Hand gehabt, sich ihren Dehler auch bei Trockenheit mit Wasser gefüllt zu halten. Bekanntlich sind diese Gebiete heute noch fast alljährlich, namentlich im Frühjahr großen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Daß unsere Vorfahren im Lande, die Katten, Bäche und Flüsse künstlich angefaßt haben, erzählen uns ja auch die römischen Schrift-steller.

Nun noch die Wege. Neuere Forschungen haben festgestellt, daß Drusus bei seinen Einfällen in das Kattenland ältere keltisch-germanische Straßen benutzt hat. Sein Nachfolger, Germanicus, ließ diese verbessern und ausbauen.

Von diesen führte die Hauptstraße vom Main über Fried-berg—Kaufheim—Burgbach nach Wezlar. Diese Deersstraße bog also bei Burgbach plötzlich von ihrer nördlichen Richtung ab. Heute führt sowohl die Eisenbahn, wie auch die sogenannte Frankfurterstraße von Burgbach direkt weiter nordwärts nach Gießen. Es kann also mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß der Dehler, als See oder Sumpf gedacht, die Ursache dieser Abbiegung der Straße nach Westen war. Schon der Name „Gießen“ gibt uns zu denken. Weiß man aber, daß Mi-Gießen tatsächlich zum großen Teil auf Sumpfboden steht, so wird die Sache schon glaubhafter. Erwähnt sei nur, daß man beim Bau der dortigen Johannisikirche auf tiefen Moor- und Sumpfboden stieß, der die Fundamentierungsarbeiten fast in Frage stellte. Die schmuckstraße Richtung der Hauptstraße der Stadt von Süden nach Norden, der Seltersweg, ist sicher kein Zufall. Sollte er nicht einer Pionierarbeit der römischen Deeresverwaltung vielleicht seine Entstehung verdanken? Daß ursprünglich nur dieser Weg von Süden nach Norden vorhanden war, bestätigen die Namen zweier alten Straßen, die von dem Seltersweg nach Osten und Westen abgehen. Die Straße nach Osten führt den Namen „Neue Bän“, die nach Westen „Neustadt“. Wahrscheinlich sind diese erst im Mittelalter oder noch später entstanden, nachdem die Stadt durch den Verkehr zwischen Nord und Süd anfang zu wachsen. Gießen wäre also zu unserer Ahnen Zeiten ein tiefer Sumpf am Rande des Urwaldes gewesen. Trotzdem könnte es sein, daß der Ort da-mals schon den Namen Gießen oder ähnlich hatte. Denken wir an die uns von den Römern geschätzten Wasserburgen der alten Germanen, so wäre dieser Ort wie geschaffen dazu gewesen. Weiter, Kinder, das Vieh in diesem Sumpfland, während drüben bei Wezlar der Feind den einzig möglichen Uebergang über die Vahn und ihre Seen bewerkstelligte!

Nach alledem, was uns die alte Erde hier in der Heimat heratet hat und wahrscheinlich noch an Rätseln birgt, waren die Katten bereits ein wohlorganisirter Staat oder vielmehr wohl-

organisierte Staaten oder Gauen. Wir dürfen uns gar nicht so erhaben über unsere Ahnen dünken! Nur Holz können wir auf sie sein, daß sie es verstanden haben, einem weit überlegenem Feind jahrhundertlang Widerstand zu leisten.

Wenn der Mensch Pech hat!

Ein Jagdgeschichten aus dem Busfelder Tal.

An einem lauen Juninachmittag dieses Jahres blickt da in einem alten Buchenbestand des Großen-Busfelder Gemeindewaldes vorsichtig und lautlos ein Jägersmann, um womöglich einen Rehbod zu erlegen und kommt hierbei an das Ende des lichten Waldes, dessen Saum gleichzeitig die Gemarkung und Jagdgränze bildet und von einer saftigen Wiese des Nachbarreviers eingefaßt wird. Die Jagdgränze ist für jeden Weidmann ein sehr beachtenswerter Gegenstand; einen Schritt darüber und Gewehr und Waffenschau sind verfallen, wenn es zur Anzeige gebracht wird. Da gibt es keinen Generalpardon, wie bei dem Wehrbeitrag.

Bleischicht ähnlich denkend, wollte unser Jägersmann schon der Grenze den Rücken drehen, als er plötzlich einen Mann erblickt, der mit Flinte und Siskhod versehen, eifrig über die besagte Wiese der Wald- und Jagdgränze zwieilt und dicht an der Grenze wie vom Erdboden verschwunden ist. Der Weidmann fährt zusammen und brüt sich hinter eine dicke Buche; aha! der Herr Nachbar; doch wo ist er so plötzlich hingelommen? Also näher ran an die Stelle und, immer durch die Buchenstämme gebend, beginnt die Witsche auf einen Menschen. Da, wenige Schritte von der Grenze, ist in einem Wiefengraben ein unscheinbarer Schirm von frischen Zweigen gebaut und dahinter lauert der Herr Nachbar. Er ist von weit hergereist, um hier das edle Weidwerk zu betreiben und hat seine Erfahrung darin, eine besondere Spezialität von ihm ist aber der Anitz auf Grenzböcke, die er meisterhaft abzuzeichnen versteht. Auch heute scheint er auf eine „Dauersitzung“ vorgesehen zu sein; er macht hinter dem Schirm Toilette; es ist ja auch noch Zeit, bis der erwartete Rehbod austreten wird; eine Jagdweste, ein Halsstuch und zum Schluß noch ein Wettermantel werden vorsichtigerweise angelegt, da es abends in der dunstigen Wiese höllisch „reiß“ werden wird.

Der Mann hinter der dicken Buche hat nun unwillkürlich den Kolbenhals seiner Büchse fester umspannt und macht sich seine Betrachtungen: Der Herr Nachbar hat sicherlich hier einen Grenzbod ausbaldbovert, der heute abend daran glauben soll; also heißt es, ebenfalls hier aushalten, obgleich ein längerer Anitz durchaus nicht vorgesehen war. Auch der Mann hinter der Buche machte daher Toilette, wenn auch nicht so umfangreich wie „drüben“ und harret nun gespannt der kommenden Dinge. — Ein leises Knistern von Pergamentpapier läßt ihn erraten, daß hinter dem Schirm gespeert wird; durch die dünnen Zweige des Schirms sieht er deutlich, daß der Herr Nachbar dem Rudfacke bedeutende Mundvorräte entnimmt und auch hinter der Buche wird ein bezlegtes Brötchen seiner Papierhülle entledigt und auch hier wird „der Gesellschaft halber“ und zum Zeitvertreib etwas gegessen.

Die Sonne ist längst über den Gipfeln der hohen Buchen verschwunden und immer noch ist nichts zu sehen, immer noch sitzen beide Gegner lautlos gegenüber und nur das Aushalten des einen spottet den anderen zu gleicher Beharrlichkeit an. Da endlich kommt der erwartete Bod, ein kapitaler Bursche, in kurzen Fluchten feilich durch die hohen Buchen, um sofort auf die Wiese zu treten. Der Jäger hinter der Buche hält den Atem! Zum Schreien um Holze war es zu weit und nun steht der Bod einige Schritte über der Grenze auf der Wiese, direkt auf den Schirm des Nachbarn hinziehend, ein alter Bekannter, der sonst mitten im Revier steht. Schon hat der Bod, dicht an der Grenze herziehend, den Schirm auf Schußweite erreicht und donnernd dröhnt der Schrottschuh des Herrn Nachbars durch die Abendstille. Der Bod zerschmettert, ist aber zweifellos schlecht getroffen und springt mit krummem Rücken denselben Weg, den er gekommen, zurück. Nun wird hinter der Buche lebendig; es gibt einen Wettlauf zwischen dem angeschossenen Bod und dem Jäger hinter der Buche, der den Bod noch glücklich erreicht, wie er durch die Buchen zurückwecheln will und mit gutem Blattschuh von seinen Schmerzen befreit. — Haben Sie „ihn“, ruft der Mann hinter dem Schirm, der nun erst sieht, daß er einen stillen Beobachter gehabt hat und erhält die Antwort: Jawohl! Danke! In Gegendienst stets bereit.

Ja, wenn der Mensch Pech hat! Der Herr Nachbar kretsch aus seinem Verhan, jedenfalls mit sehr gemischten Gefühlen; das schöne schwarzbraune Gehörn des Bodes mit den blendend weißen Enden, der schöne Braten oder das schöne Geld dafür; Alles futsch!

Weidmannsheil.

Vermischtes.

* Das Ideal. Die jungen, von einem glühenden Reform-eifer besetzten Männer waren zusammengekommen und waren wie-

der einmal einstimmig der Ueberzeugung, daß es in der Welt immer schlechter wird und daß sie von Grund auf reformiert werden müßte, als sich ein alter Mann mit finsterner Miene erhob und sagte: „Wenn ich nicht irre, so wollt Ihr jungen Leute eine Welt, in der alle dem Gezej gehorchen müssen, wo alle ihr Kleid und ihre Speize zugereilt erhalten, ohne selbst dafür sorgen zu müssen, wo es kein Geld gibt, wo alles nach der Regel geht, ohne die geringste Unordnung und ohne den aufreibenden Konkurrenzkampf. Ist es nicht so? „Gewiß“, riefen die jungen Leute. „Nun, ich komme gerade von einem Ort, der so ist, wie Ihr ihn wollt.“ „Wirklich? Wo ist er? Können wir da auch hingehen?“ „O gewiß“, sagte der Alte, „der Ort ist im Gefängnis.“

* Als der Rechtsgelehrte Rudolf von Jhering einmal in Berlin weilte, wurden ihm Angehörige der Familie Gutentag, die einen juristischen Verlag besitzt, vorgestellt. „Assessor Gutentag, Trib Gutentag, Dr. Gutentag, Herrmann Gutentag, Otto —“. Da seufzte der Gelehrte und sagte: „Es ist doch wahr das alte Wort: Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“

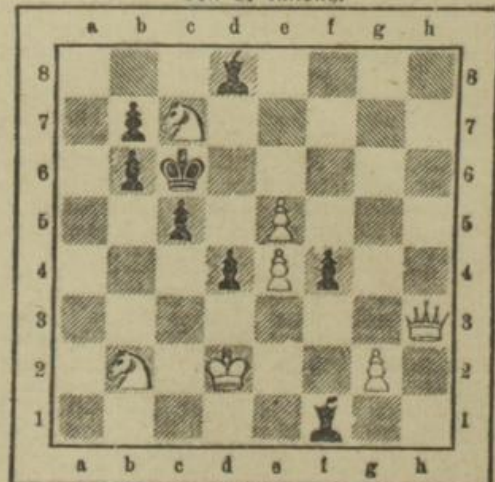
Bühentisch.

— „Bühne und Welt“. Friedrich Liebhard leitet die heran-nahende Sommerspielzeit des Deutschen Theaters mit einem feinen Essay über „Sommerspiele“ in der Halbmonatsschrift „Bühne und Welt“ ein. Dem Beitrag folgt eine Studie über „Rust und Schauspiel“ aus der Feder Wilhelm Tannhoffs, der sich vor längerer Zeit schon durch einen vielbesprochenen Aufsatz über „Barthol, das Werk!“ auszeichnete. Kurt Kähler bringt einige sehr interessante aus einem alten Werke ausgegrabene ernste Anecdoten unter der Ueberschrift „Schauspielerinnen“. Sie sind in ihrer schlicht-tiefen Art edle Bilder großer Bühnenkünstlerinnen. Ueber den „Neuen Dresdener Faust“ schreibt Geheimrat Dr. Beitz in derselben Nummer einen Aufsatz und Dr. Ernst Wachler berichtet über ein zu Unrecht unbekannt gehaltenes Werk des Leipziger Dramatikers Paul Schmidt, betitelt „Die schöne Melusine“. Aus dem übrigen Inhalt seien hervorgehoben: „Die Sybille“ von Hero May; „Die falsche Wabl“ von G. v. Lenor; „Der Ruf nach Hilfe“ vom Herausgeber.

— Griechen Reisetreiber: Band 53, „Die Nordseebäder“, 16. Auflage. Mit 8 Karten. (M. 2.—). Verlag Albert Goldschmidt, Berlin B. 35. Als unterrichteter und zuverlässiger Ratgeber für die Wahl eines Nordseebades erweist sich Griechen Reisetreiber „Die Nordseebäder“, der kürzlich in neu bearbeiteter 16. Auflage erschienen ist. Besucher der deutschen, holländischen, belgischen und skandinavischen Nordseebäder finden in diesem Buche ausführliche und durchaus zuverlässige Angaben über Verkehrsverhältnisse, Unterkunft und Verpflegung, Bäderpreise, Kurtagen, Vergnügungen, Ausflüge usw. usw. Jedes einzelnen Badeortes. Außerordentlich interessant ist auch die Einleitung des Buches, die eine kurze Einführung in die Naturgeschichte des Meeres und in die Kenntnis der Seezeichen, Flaggen und der Flaggensprache enthält, sowie Rat schläge über den Gebrauch der Seebäder. Das vorzügliche Kartenmaterial unterstützt in bester Weise die textlichen Ausführungen.

Schach-Aufgabe.

Von G. Antony.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangrätsels in voriger Nummer:
Das For, der For.